

Besseres Deutsch!

- Mit oder ohne Mark Twain -

von Erhard Brüchert

1. Mark Twains Sprachkritik im 19. Jahrhundert

Der amerikanische Erfolgsautor Mark Twain (1835 – 1910) hat schon vor über 100 Jahren vorgemacht, wie gut und erfrischend ein Blick von Außen auf eine eingeschliffene National- und Standardsprache – wie das Hochdeutsche – sein kann. Im Jahre 1878 reiste er monatelang durch halb Europa und schrieb darüber – für Amerikaner, aber auch für Deutsche. In Deutschland regte er sich besonders über die Burschenschaften auf und – in einem besonderen Aufsatz – über „Die schreckliche deutsche Sprache“. Darin stellt er die witzige Schlussthese auf: Englisch kann man in 30 Stunden lernen, Französisch in 30 Tagen und Deutsch in 30 Jahren! In acht Kritikpunkten möchte er das Hochdeutsche „stutzen und ausbessern“:

1. Den Dativ abschaffen! Der Dativ sei eine römisch-lateinische Verzierung, auf die man im Englischen ja schon lange verzichtet habe. (Und übrigens auch im Plattdeutschen.)

2. Das Verb im Satz nach vorne schieben! Keine Aufspaltung von Verben mehr in riesigen Umklammerungssätzen, bei denen man unterwegs einschlafe oder den Sinn und die Handlung verliere.

3. Einige kräftige Wörter aus der englischen Sprache importieren! Mark Twain findet den englischen Ausruf „goddam!“ viel eindringlicher und realistischer als den deutschen Seufzer „ach Gott!“

4. Die Geschlechter reorganisieren! Unsinnige und unrealistische Beispiele sind bekanntlich: „das Mädchen, das Weib, die Sonne, der Mond“.

5. Komposita beseitigen! Es gebe eine deutsche Sucht nach zusammengesetzten, Riesenwörtern. Beispiel: „Unabhängigkeitserklärungsfeier“ – Twain hält die amerikanische Umschreibung viel besser und klarer: „Memory of the Declaration for Independence“. Was Twain nicht bemerkt hat: Im Niederdeutschen gibt es kaum Komposita, dafür aber auch viele, anschauliche Umschreibungen.

6. Rede-Kinkerlitzchen abschaffen! Twain hat entdeckt, dass deutsche Redner ihre Riesensätze gerne mit „Kinkerlitzchen“ abschließen: „...habensindgewesengehabthaben geworden sein!“

7. Parenthesen im Satzbau verbieten! Beispiel – nach Twain: „Wenn er aber auf der Straße der in Samt und Seide gehüllten jetzt sehr ungeniert nach der neuesten Mode gekleideten Regierungsrätin begegnet, dann...“ Twain fordert, auch die Deutschen sollten endlich einfach und geradlinig erzählen – wie alle Welt. „Übertretungen dieses Gesetzes sollten mit dem Tode bestraft werden!“

8. Die deutschen „Kernwörter“ „Zug“ und „Schlag“ mit Varianten können beibehalten werden! Der Rest des deutschen Vokabulars sei chaotisch und könne verworfen werden. Dieser Punkt ist eher humoristisch und bezieht sich wohl auf Twains seltsame Erfahrungen mit den Burschenschaften an der Uni Heidelberg.

2. Mark Twain heute?

Ist Mark Twains Kritik am Deutschen heute noch aktuell? „Ja“ und „Nein“: Das „Ja“ bezieht sich immer noch auf die Schwerfälligkeit und Unübersichtlichkeit des deutschen

Wortschatzes und der Syntax. Das hängt sicherlich mit der Anlehnung und Anhänglichkeit an das Lateinische zusammen, was seit 2000 Jahren anhält. Der Dativ wird deshalb wohl auch nie aus dem Hochdeutschen verschwinden. Riesige Umklammerungssätze und Parenthesen gibt es noch haufenweise, besonders auch in Doktorarbeiten und natürlich bei den Juristen, Politikern und Intellektuellen generell aus Geltungssucht. Die Geschlechter (Genus) sind in Deutschland bis heute nicht „reorganisiert“ worden. Komposita sind seit über 2000 Jahren, seit dem römischen Imperium, ein lateinisch-germanisches Imponiergehabe und werden es auch wohl bleiben. Mark Twain würde heute aber das verpönte „Denglisch“ begrüßen, weil es ein immerhin sympathisches Symptom der sprachlichen Lernfähigkeit der Deutschen ist.

Das „Nein“ bezieht sich auf die Veränderungen im Hochdeutschen seit dem 19. Jh. Die deutsche Standardsprache hat sich nach dem 2. Weltkrieg amerikanisiert, globalisiert und im Wortschatz verengt. Viele alte Wörter der Goethe- oder Heinezeit sind weg. Dafür gibt es, neben zahllosen, fremdsprachlichen Import-Wörtern, noch alte, deutsche Wortschöpfungen, oft aber wieder als Komposita, mit ganz neuem, globalisiertem Sinn: „Nachhaltigkeit“, Selbstverwirklichung“, „Entschleunigung“, „Bildungsmacht“, „Spaßgesellschaft“, „Familienplanung“, „Vergreisung“, „Geschlechterkampf“. Was würde Mark Twain dazu sagen? Wahrscheinlich wäre er zufrieden – erstens über den „positiven“, prägnanten Einfluss des Englischen auf das Deutsche im „Denglischen“ und zweitens über einen neuen, deutschen Wortschatz, der sich deutlich von dem klassischen und romantischen des 19. Jhs. unterscheidet („Event“, „Computer“, E-Mail“).

3. „Auf Wiedersehen“ gegen „Einen schönen Tag noch“

Aber wie enttäuscht wäre Mark Twain wohl, wenn er heute einige Entwicklungen der deutschen Alltags- und Umgangssprache beobachten könnte? Zum Beispiel: Der warmherzige, optimistische Gruß „Auf Wiedersehen!“ stirbt langsam aus. Das geschieht offensichtlich unter dem massiven Druck von Schulungskursen unserer Supermarkt-Verkäuferinnen durch ihre Vorgesetzten. Fast alle Verkäuferinnen sagen seit einigen Jahren an den Kassen zum Abschied: „Einen schönen Tag noch!“. Wenn ich dann „Auf Wiedersehen“ antworte, gucken sie erstaunt, als ob ich in einer fremden Sprache gesprochen hätte. Ich empfinde das jedes Mal als Verengung meiner Lebenspektive. Die Verkäuferin wünscht mir also nur noch einen schönen Tag noch – und dann soll Schluss sein? Das ist ja fast schon eine Morddrohung. Ein schönes „Auf Wiedersehen“ dagegen bezieht sich auf mein ganzes weiteres, hoffentlich gesundes und glückliches Leben – und die Kassiererin drückt damit charmant aus, dass sie mich immer wieder gerne sehen würde. So kann ich freudig nach Hause gehen. Das roboterhafte „Einen schönen Tag noch!“ versetzt mich dagegen augenblicklich in eine schwere Post-Einkaufs-Kassen-Depression. Oder lateinisch: Post-Cassus-Triste.

4. Tendenzen der sprachlichen Verwahrlosung

Mark Twain litt geradezu unter der deutschen Sprache, die er doch so gerne erlernen wollte, aber er bewunderte auch ihre Vielfalt und Ausdruckskraft. Würde er das heute auch noch tun, angesichts vieler Tendenzen zur Verwahrlosung? Hier mal einige Alltagsfloskeln, die man heute immer wieder hört, leider auch in unserem kultivierten Oldenburg:

>>> „Ich denk mal...“ Wer heutzutage in einem Gespräch, aber auch bei Ansprachen, Talkshows, Interviews seine feste, oft aber unbewiesene Überzeugung als „Wahrheit“ darstellen möchte, fängt an mit „ich denk mal...“. Oft flicht er diese nichtsagende Floskel immer wieder in seinen Redefluss ein, obwohl er dabei gar nicht „denkt“, sondern redet.

Wenn heute jemand im Fernsehen mit „ich denk mal...“ anfängt, dann weiß ich sofort, dass er/sie noch nicht genügend nachgedacht hat. Bei Sportinterviews, nach gewonnenen Länderspielen ist mir das egal, aber bei vielen Talkshows ist das sehr ärgerlich und beweist die Irrelevanz von Politikreden im Fernsehen – im Unterschied zu seriösen Debatten im Parlament.

>>> „Ich sach (sag) mal...“ Fußballspieler und Trainer haben vor einigen Jahren diese unsägliche Verlegenheits-Floskel erfunden. Diese Floskel drückt gar nichts aus, außer vielleicht Verlegenheit, Nervosität und Hitzewallungen vor heißen Fernsehlampen. Mark Twain würde wohl gnädig sein und sagen: Sportler sollen laufen und springen können, aber nicht unbedingt sprechen. Leider zwingt sie das Sportstudio ständig dazu. In zahllosen Doku-Soaps des Privatfernsehens gilt „ich sach mal...“ sogar als hintergründige Aussage.

>>> „Ein Stück weit...“ Mit dieser überflüssigen Floskel will ein(e) Sprecher(in) heutzutage oft ausdrücken, das er/sie von einer Sache oder einem Ereignis so recht keine Ahnung hat, diese Tatsache aber gerne mit einer scheinheiligen Demutsgeste vernebeln möchte. Auch dies ist eine weitverbreitete Sprachhaltung im deutschen Fernsehen – auch leider bei unserem O-Eins in Oldenburg. Von Fußballern, über Schauspielern, Lehrern, Journalisten geht das bis zu Bischöfinnen und Kanzlerinnen: alle wagen sich gerne „ein Stück weit“ vor – und sagen dabei im Grunde nichts.

>>> „Vor Ort...“ Wer heute sagen kann, dass er „vor Ort“ war oder ist, der ist immer nah dran oder „drin“, wie Boris Becker mal so schön sagte. Bei aktuellen Berichten von Feuerwehrleuten im „Länderspiegel“ mag das ja durchaus passend sein – vor den Hintergrundbildern von qualmenden Lagerhäusern oder umgestürzten Lastern. Aber wird es nicht peinlich, wenn man aus Versehen sagt: „Vor Örtchen...“

>>> „Ich hab mein Bestes gegeben...“ Das ist eine fragwürdige Demutfloskel. Mit dieser Floskel wird heute meist eine schwere Niederlage bemäntelt. Und Niederlagen gibt es nun mal auf sportlichem, politischem, kulturellem, wirtschaftlichem und wissenschaftlichem Gebiet. Man erinnert dabei gerne und irgendwie scheinheilig an „das Beste“, das in einem steckt, aber heute leider nicht zum Erfolg geführt hat. Dabei ist es doch eigentlich recht gefährlich und dumm, mit dieser Floskel indirekt zuzugeben, dass man sich nicht mehr steigern kann.

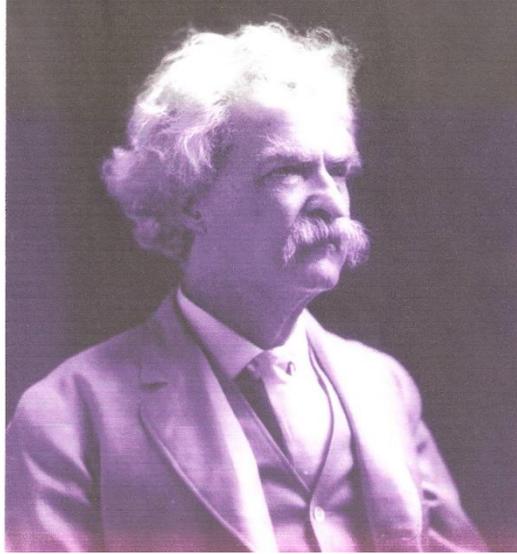
5. Schlusswünsche

Mark Twain wäre sicherlich auch entsetzt über das unkontrollierte, seuchenartige Ausbreiten des süddeutschen Füllwortes „halt“ im norddeutschen Raum, wo es natürlich „eben“ heißen muss. Seit Jahrhunderten! Genauso wie „Auf Wiedersehen“. Seit Jahrhunderten! Ich liebe eben die Nordsee mehr als halt die Alpen – auch wenn das Meer eben halt rauer ist.

Und nun... sach ich mal... zum Schluss: Die süd-nord-hoch-deutschen-oldenburgischen Sprachschludrigkeiten des 21. Jhs. müssen eben spätestens in Oldenburg/Oldb. am Tillyhügel bei Wardenburg vor Ort gestoppt werden! So, wie das halt schon einmal, ich denk mal... so ähnlich... ein Stück weit..., in den glorreichen Zeiten von Graf Anton Günther geschehen ist.

Literatur:

Mark Twain, Bummel durch Europa, Carl Hanser Verlag, dtv-Ausgabe, München, 1967



Mark Twain (1835 – 1910)